

Die Stadt

Autor(en): **Siebel, Johanna**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur**

Band (Jahr): **5 (1910-1911)**

Heft 3

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-751305>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>



Die Stadt

Parabel von Johanna Siebel



In einer weiten goldenen Ebene lag eine wunderschöne Stadt. Alle Ströme der Kraft mündeten in ihr, und Glück und Freude waren in ihren Mauern. Sie spiegelte die schlanken durchbrochenen Türme und die Säulenreihen ihrer Tempel in den Fluten eines klaren Flusses, und die Menschen, die in der Stadt wohnten, fühlten sich gesegnet in jeder Stunde am Tag. Eine heitere Sonnenschönheit erstrahlte in ihren Blicken; nie taten sie sich ein Leid, und ihre Arbeit galt der Erhaltung der Stadt. Ein wortloses Verstehen lebte in all ihrem Tun, und die strenge Mühe ward ihnen zum Spiel. Sie empfingen ihren Lohn, wenn sie in ruhigen Stunden durch die Straßen wanderten und ihre edle und rührende Lieblichkeit empfanden, oder auch in klarer Abendfeier am sanftgleitenden Flusse weilend, die Schönheit der Stadt wie ein Gebet in ihren Seelen fühlten.

Wollten einmal einige unter ihnen mit zagem Zweifel daran mahnen, daß diese Schönheit vergehen oder durch zerstörende Kräfte vertilgt werden könnte, so schauten sie die anderen alsobald mit liebe reichem Lächeln an und sagten im Tone unerschütterlichen Vertrauens zu ihnen: „Fühlt Ihr nicht, daß die wunderbaren Klänge des Anfangs durch unsere Tempel wehen? Diese Stadt ist so schön, daß die Götter selber ihr Bestehen wünschen müssen. Sie ist die Krönung des Hohen und Starken und der Ausdruck des Dankes auf Erden. Wir schirmen und erhalten diese Stadt bis zum letzten Atemzuge. Freudig bringen wir ihr unsere Opfer. Sie soll sein für alle Zeiten!“

Und wenn die Zweifler entgegneten, sicherlich sei auf den Weiten der Welt kein Kleinod der Stadt vergleichbar, aber flußabwärts habe man ihnen erzählt von vergangenen Zerstörungen, so antworteten ihnen die andern voll Zuversicht: „Nie wollen wir nachlassen in erhaltender Arbeit! Auch aus Zerstörungen bauen wir sie neu empor!“

In einem seligen Glück schauten sie auf die wunderbare Stadt, über die der Abend die goldenen Flore hing, und schauten hinab in den Fluß.

Und schön wie in den Wellen spiegelte sich die Stadt in ihren Blicken. Jubelnd machten sie sich aufmerksam auf verborgene Zierden, in überwältigendem Entzücken legten sie die Hände an die Augen und sagten: „Wir möchten ihr edles Bild in unsere Seelen senken und mitnehmen in die Ewigkeit!“ —

In einer Nacht aber wurden sie aufgeschreckt durch das Gebrüll des Flusses. Wie sie hinauseilten, sahen sie, daß seine Fluten in einer niegeahnten Heftigkeit dahinrausten. Die Wogen stürzten über die Ufer und zerrten erbarmungslos an den Fundamenten.

Mit dem Mute der Verzweiflung arbeiteten die Bewohner an der Erhaltung der Stadt; tausend Leben galten für eines in dieser Nacht, und der Tod hielt Ernte.

Doch als gen Morgen das Sturmeswüten sich legte und die Wasser langsamer dahinflossen, mußten sie erkennen, daß ein Teil der Schönheit unwiederbringlich zerstört war.

In unendlicher Trauer schauten sie einander in die umflorten Augen. Dann aber bargen sie ihre Toten und begannen mit einem zähen Mute an der Erhaltung des Gebliebenen zu arbeiten. Das Unglück schien sie noch inniger und restloser zu vereinen, sie blickten auf die zerbrochenen Steinblumen der Säulen und Türme wie Mütter auf ihre kranken Kinder und sagten leise zueinander: „Fast ist uns die Stadt noch lieber geworden; die Formen der Tempel sprechen in diesen Linien noch ergreifender und mahnender zu uns!“

Nicht lange aber wahrte es, da klagten die Glocken von neuem über der Stadt.

Wieder raste der Fluß, und in seinen empörten Wellen zuckten die Flammen, die von First zu First flogen. Der Sturm schrie und johlte Sterbelieder, und die Nacht verhüllte entsetzt ihr Angesicht vor der verzehrenden Glut.

Wohl kämpften die Bewohner wie Helden gegen Feuer und Wasser. Am Ende indessen mußten sie den Elementen weichen. In langen Scharen verließen sie die Stadt, stumm lagerten sie sich mit ihren armen Habseligkeiten in die Ebene, und stumm waren sie Zeugen des Unterganges. Nur in ihren Blicken klagte der unendliche Jammer.

Die Stadt von neuem an der gleichen Stelle aufzubauen, fehlte jedem der Mut. Keiner auch hatte den Mut, etwas ähnlich Schönes an anderem Orte zu errichten. So wie es gewesen, fand es seinesgleichen nicht wieder

unter der Sonne. Aber im Anblick der Trümmer, dorthin, wo die Flammen der Unglücksnacht ihnen grauig gelehrtet, siedelten sie sich an.

Wenn sie die Arbeit des Tages vollendet, gingen sie zu den zerfallenen Mauern. Und wenn der Abend mit blaßroten Segeln darüber hinglitt, und im Purpurglanz der Sonne eine Ahnung unerhörter Schönheit der Zerstörung entstieg, neigten sie sich mit einem wunderbaren Ausdruck zu ihren Kindern und sagten: „Hier hat einmal eine wunderschöne Stadt gestanden!“ Sie begannen zu erzählen, und aus ihren Seelen blühten die vergangenen Bilder und bauten sich schönheitsvoll empor auf dem Goldgrund des Abends.

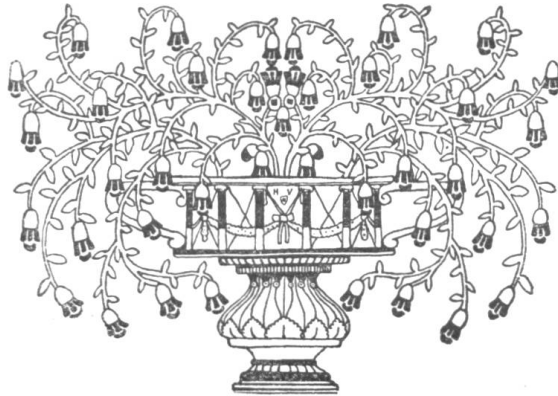
Die Augen der Kinder aber leuchteten in einer lichten Andacht; sie legten die Formen und Farben in ihre Seelen, und alle, welche die Stadt in Wahrheit geschaut und in ihr gewandelt, schienen ihnen edler und verehrungswürdiger zu sein, als die andern Menschen, die sie kannten. Eine Sehnsucht war in ihnen, die Erinnerung klar zu erhalten, und sie machten sie zum Maßstab für alles Starke, Schöne und Erstrebenswerte fortan.

Und wie die Zeit kam, daß Gras und Gestrüpp den Boden überkroch und der Efeu sich einnistete in das bröckelnde Gestein, wandelten sie wiederum am Abend mit ihren Kindern zu den Grenzmarken der Stadt, und träumerisch, als hätten sie ihnen ein wunderbares Geheimnis anzuvertrauen, das allen Segen des Lebens in sich berge, sagten sie: „Hier hat einmal eine wunderschöne Stadt gestanden: Eure Voreltern wohnten darin!“ Immer, mit diesem besondern Ausdruck in Stimme und Augen erzählten sie von der Stadt und ließen die jungen Seelen teilnehmen an ihrer Kraft und Herrlichkeit. Und atemlos wie vordem die Eltern, lauschten nun ihre Kinder.

Die Erinnerung wallte fort von Geschlecht zu Geschlecht, sie vereinte mit geheimnisvollen Fäden die Wissenden und blieb ein Maßstab des Edlen, Schönen und Guten. Sie besiegte, als sei sie leuchtende Wirklichkeit, die Fragen der Zweifler und alle, die im Besitze der unvergänglichen Erinnerung waren, empfanden beglückender die Werte des Lebens.

So wurde die Sage zum Segen für die Kommenden und zum Schwert gegen das Unrecht. Sie legte einen Ewigkeitschimmer über die Sorgen des Tages. Sie machte das Starke, Strahlende frei in den Menschen, und wenn einer unter ihnen war, dem die Not allzu fest das Joch auf die Schultern preßte, so wanderten sie mit ihm hinaus zu den Marken der Stadt und mit

jenem besonderen Klang in den Stimmen, als vermöchten sie die Allmachtswunder der Kraft und Erlösung aus dem Zeitengrunde zu heben, begannen sie zu erzählen: „Hier hat einmal eine wunderschöne Stadt gestanden!“



Der arme Mann im Lockenburger

Von Dr. Eduard Korrodi

Wenn er kein Narr war, so muß man ihn ein Genie nennen. Das erste war er zu Zeiten, vom zweiten besaß er Partikeln. Sein Name? Belieben Sie in eine Literaturgeschichte zu sehen! Sie schlagen XVIII. Jahrhundert auf, dort, wo irgend etwas vom Problem der künstlerischen Autobiographie steht. Dort müssen Sie zweifellos entdecken, wie in der deutschen Literatur der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts ein paar Geister sich selber modellierten, aber beileibe nicht photographierten. Jeder kam mit einem neuen Thema an sich selber heran. Einer nahm sein Herz in die Hand und schrieb weich und mollakordig und unendlich fromm; der war Goethes Jugendfreund, Jung Stilling, dessen „Jugend“ Goethe selber entzückten Geistes herausgab. Das enge, idyllischtrauliche, deutsche Kleinleben spiegelt sich in dieser Autobiographie. „Das Element seiner Energie war ein unverwüßlicher Glaube an Gott und eine unmittelbar von daher fließende Hülfe,“ sagte Goethe von ihm und lernte für sein großes autobiographisches Dokument durch ihn die zarten Grundfarben für sein Jugendbild. Auch ein anderer